

The Answer Is Home: 7th Heaven - Eine Apologie

Auslachen und blöd finden gilt nicht. Eine ernsthafte Annäherung an meine Lieblingsserie „Eine himmlische Familie“ als Fortführung der Politik mit anderen Mitteln.

Neocons am Plasmabildschirm?

„Dank“ der „Programmpolitik“ des öffentlich-rechtlichen Fernsehens ist es hierzulande müßig, die Serie „7th Heaven“ (leicht bescheuerter deutscher Titel: „Eine himmlische Familie“) von Grund auf neu vorzustellen. Selbst Menschen mit wenig Tagesfreizeit dürften die eine oder andere Wiederholung des kleinen Vorabendfamilienglücks bereits genossen haben. Mastermind Brenda Hamptons übergroße, intrigant frömmelnde Pastorenfamilie gibt dabei eine häufige und zugegebenermaßen leichte Zielscheibe ab für relativ bigotte Empörung bzw. billig zu habenden Spott („diese scheiß verlogenen spießigen Amis“) einerseits sowie Rezeptionsstrategien der eher mäßig originellen raab’schen Machart („so schlecht, dass es schon wieder gut ist“) andererseits. Diesen relativ unbefriedigenden Lesarten der Serie soll hier eine um etwas mehr Reflexionsniveau wie Pep bemühte Betrachtung der Glenoak’schen Irrungen und Wirrungen entgegen gehalten werden.

7th Heaven, ein Kind des ehemaligen Warner-Brothers-Networks, ist eine der typischen Aaron-Spelling-Television-Series, wie es sie in den 1990ern gab wie Knöpfe auf der Fernbedienung: nicht gerade eine schrottige Daily Soap mit Konservengelächter, aber auch nicht der durchkomponierte DVD-Wahnwitz der jüngeren HBO-Produkte. Diese Serien – ob nun daily oder weekly ausgestrahlt – stellten damals in der guten alten Zeit weder den Anspruch die bessere, künstlerisch ambitioniertere große Leinwand zu sein und aufgrund der Rezipierbarkeit mittels DVD-Boxset und Heimkino mit ihrer konkurrenzlosen Länge neue epische Erzählformen auszuprobieren,¹ noch mussten sie sich ernsthaft gegen eine unübersichtliche Hybridisierung

¹ Die viel gerühmte erzählerisch innovative Durchkomposition von „Six Feet Under“ etc. gab es damals im Übrigen unter völlig anderen Produktions- wie Rezeptionsbedingungen auch schon. Wer sich z.B. Dawson’s Creek von Anfang bis Ende angetan hat, weiß, wovon ich spreche (und ich habe es nach der ersten Staffel schon gewusst, dass Joey ganz an Ende...).

mit diversen Comedy- bzw. Reality-Formaten und sonstigem Diskontfernsehen² abgrenzen. Der Name „Spelling“ stand nicht für Kunst, nicht für Trash, sondern ganz einfach regelmäßiges Mittelmaß zur Vorabend-Primetime.³

„Moral“ im Hause Camden

Im fürs Genre klassischen Changieren zwischen abgeschlossenen Einzelsequenzen und Fortsetzungsspannung⁴ hat sich folglich auch 7th Heaven häuslich eingerichtet - ein Rezept, das für immerhin elf Seasons (davon acht als meist gesehene Serie des WB-Networks) gut genug war und anscheinend auch transatlantisch ausreichend ZuseherInnen für zig Wiederholungen brachte. Die einzelnen Folgen stehen zumeist unter einem moralisch wertvollen Grundthema, das an den einzelnen Figuren durchexerziert und schließlich im Idealfall in der rechtsreaktionär-neokonservativen Schlusspredigt des Reverend⁵ Camden aufgelöst wird. Besonders die wohl unfreiwillig ulkig wirkende und die Serie wie Flachsen den Speck durchziehende Obsession der Camden-Eltern, vorehelichen Sex zu verhindern,⁶ sticht europäischen BetrachterInnen ins Family Values so nicht gewohnte Auge.

Vage und meist eher unmotivierte, aber für regelmäßige UserInnen mit gutem Willen doch als Cliffhanger benützbare Handlungsstränge ziehen sich daneben quer durch alle Seasons: Mary macht diverse Probleme, Matt hat verschiedene, aber doch immer gleich neurotische Freundinnen und überhaupt gründen die Kinder langsam selbst Familien (mit Feuerwehrmännern!). Während die ersten Staffeln besonders durch die drakonischen Strafen und ans wohl unfreiwillig parodistische grenzende Strenge der Eltern gekennzeichnet sind, tritt bei den letzten Folgen einer heiterer, selbstironischer fast schon comedy-hafter Zug hinzu und sogar die alten Camdens relaxen bei ihren Kontrollfetischismus merklich.⁷ Ansonsten erleben die Figuren abgesehen vom Älterwerden kaum Entwicklungen, ein Reiz der Serie liegt unter anderem gerade darin, dass im Wesentlichen nichts Überraschendes passieren wird: Die (übertriebene) Reaktion aller Figuren auf alles ist voraussehbar und tritt auch stets beglückenderweise prompt genau so ein, wie sie erwartet wurde: Mary trinkt einen Schluck Bier und fliegt logischerweise aus dem Hause Camden.

² Das, wie heißt es doch so schön: „Unterschichtfernsehen“.

³ LiebhaberInnen von Typologien werden thematische Subgenres unterscheiden können: Crime-, Arzt-, Jugend-, Familien- und sonstige Serien; diese Freude sei ihnen unbenommen.

⁴ Vgl. Tania Modleski: Die Rhythmen der Rezeption, S.382 (In: Ralf Adelman u.a. (Hg.): Grundlagentexte zur Fernsehwissenschaft, Konstanz, 2002).

⁵ Lacan'sche Wortspielereien der Machart „Reverend“/„Referent“ wären zwar sicher lustig, werden hier aber verkniffen.

⁶ Matt tätigt einmal im Beisein einer seiner Freundinnen vollständig angezogen ein Mittagsschläfchen im selben Doppelbett. Anlass genug für einen kleinen Skandal im Hause Camden: Es hätte ja das eine zum anderen kommen können.

⁷ Wird auch gut sein nach Erics Schlaganfall.

Außer Frage steht, dass dabei die (blödes Wort, aber egal) Botschaft der einzelnen Folgen im besten Falle lächerlich weltfremd, in schlechteren Fällen so realitätsverzerrend neo-konservativ bis menschenverachtend ist, wie sich EuropäerInnen den White Trash des Bible Belts wohl gerne vorstellen. Deswegen in einen billigen Antiamerikanismus zu verfallen⁸ und den Mist nicht einmal zu ignorieren, ist jedoch ebenso wenig angebracht, wie die beiden anderen Extreme des geschmäckerischen Fernsehkonsums: das eskapistische, post-postmoderne Zwinker-zwinker-Ironisieren (das bei seinem schlichten diametralen Umwerten des Vorgefundenen auf dem selben tumben Erkenntnisstand verharrt wie sein Ausgangsmaterial) einerseits und das Cultural-Studies-trunkene Gefasel a la „Subversion zur Primetime“⁹, das in die AutorInnenintention unterwandernden Rezeptionsstrategien schon die ganze Revolution sehen will.¹⁰

Sand im Camp

Es wird schon SeherInnen geben, die sich 7th Heaven reinziehen, weil sie sich darin als ansonsten im Fernsehen nicht repräsentierte Gruppe der konservativen Gläubigen angesprochen sehen und wer weiß, vielleicht glaubt ja auch jemand, dass das Leben gelaufen ist, wenn mensch mal von weitem einen Joint sieht,¹¹ aber es gibt durchaus auch ein Publikum, das 7th Heaven abseits der oben skizzierten Lektürestrategien mit Genuss gucken kann.

Die bereits angedeutete Voraussagbarkeit der Serie durch ihre monothematischen Einzelfolgen, deren Aufbau stets gleich (Übertretung der gott-/ericgegebenen Gesetze durch ein Kind, Strafe, Einsicht und Reue, kathartische Wiederherstellung des Familien-/Weltfriedens) und also vorhersehbar ist, wirkt ganz basal: Eine Erwartung wird aufgebaut und sie wird verlässlich eingelöst. Durch diese triviale Handlung vom Verfolgen derselben im engeren Sinn entlassen, muss die Fernsehseherin sich nicht regressiv ins verlässlich gemachte Instant-Familienglück zurückziehen, sondern kann ihre frei gewordene Aufmerksamkeit auf Seitenaspekte der einzelnen Features lenken. Und die haben es in sich.

Denn es gibt auch Fluchtlinien im scheinbar so aalglatt-dichotomen Weltbild der Camdens. Es wird ja eben nicht (nur) eine sich durch ihre ungewollte Überzeichnung selbst parodierende heile Familienwelt gezeigt, sondern (auch) eine höchst dysfunktionale, auf Misstrauen und völlig weltfremden Vorannahmen (völlige Triebunterdrückung!) basierende, autokratisch-

⁸ Der sich traditionell gerne die Hand gibt mit einer Adorno/Horkheimers Begriff der „Kulturindustrie“ missverstehenden, banausenhaften Kritik an dem „ganzen bösen Schrott in der Flimmerkiste“.

⁹ So der Titel eines Sammelbandes von Texten über die Simpsons von Michael Gruteser u.a. (Hg.), Marburg, 2002. Nichts gegen das Buch, aber alles gegen den vereinfachenden Titel-Slogan.

¹⁰ Vgl. für dieses Extrem z.B. John Fiske: Reading the Popular, Boston, 1989.

¹¹ Wir nennen es auch: Das Alfred-Nobel-Problem.

patriarchal regierte Familienhölle (dass sich darin mitteleuropäische Kids wiederfinden können, liegt auf der Hand). Die Eltern lügen, betrügen und intrigieren ja selber beständig, während sie vordergründig ihren Kindern immer „Werte“ wie Ehrlichkeit und Offenheit „vermitteln“. Die Moral der Serie ist nicht praktikabel: Davon handelt 7th Heaven immer auch. Die Ordnung der Camdens ist auf Sand gebaut, und den Sand in ihrem Getriebe zu sehen, bereitet der ZuseherIn Freude. Bei aller formalem Schlichtheit ist also die stets versagende Binnenbinsenlogik der Serie das, was die darin ausgesparte Komplexität der sie umgebenden Welt zeigt. Wir leben in einer furchtbaren, ungerechten, hoffnungslosen Welt, und wenn wir 7th Heaven schauen, flüchten wir uns nicht vor dieser Welt in eine heile, sondern bekommen sie umso dringlicher gezeigt dadurch, dass so getan wird, als wäre es nicht so (was logischerweise nicht funktionieren kann).¹²

Wer 7th Heaven guckt, kann also gar nicht wie bei anderen Serien dem Irrtum aufsitzen, von einer scheinbar irgendwie frechen oder widerspenstigen Ästhetik bzw. Inhalten geblendet zu glauben, hier ein akzeptables Weltbild sehen zu können. Serien wie z.B. SaTC etc. mögen oberflächlich irgendwie fluffiger wirken, bieten in ihrer Grundmoral aber doch den selben reaktionären Sukkus: Frau sollte sich am Ende doch einen Mann suchen, sonst ist sie nichts. Das ließe sich nun durchdeklinieren mit beinahe allem, was an Serien über die Trägerfrequenzen moduliert wird : Mag z.B. das schon erwähnte Dawson's Creek auch eine eventuell ein bisschen liberalere Sexualmoral propagieren (Sex vor der Ehe ok, aber nur mit wirklich guten FreundInnen, Schwule sind doch nicht krank), liegen die Schienen des American Way dennoch fest im Boden. Immer nur feste anstrengen und dich durchpushen, dann schaffen's du und ein paar Freunde und die Familie auch, der Rest ist eh nur die harte, feindliche Welt da draußen.

Dagegen ermöglicht die offensichtlich inakzeptable Fassade der himmlischen Familie der mündigen FernsehkonsumentIn im indirekt-direkten Blick auf die Welt ein bisschen neuen Mut und Hass zu schüren und dann ausgeruht von den 60 Minuten (inklusive Commercials) des Pastorenfamiliendramas neue Pflastersteine zu schmieden. Die Revolution muss dann trotzdem noch von selber kommen, aber das ist ja nicht Brenda Hamptons Schuld.

¹² Davon mal ganz abgesehen bietet die Serie auch reinsten Camp, wie ihn sich Susan Sontag höchstpersönlich hoffentlich im Grab auf Flachbildschirm unentwegt anschaut: Figuren gehen aus der Küche und kommen sofort darauf aus der gegenüberliegenden Tür wieder zurück (generell ist das Haus der Camdens offensichtlich ein Änderhaus). Aber auch sonstige originelle Einfälle der Skript-SchreiberInnen geben Anlass zur Freude: Etwa die Entlassung des nie ganz klar als Afroamerikaner oder Native American einordenbaren Sgt. Micheals durch die Parallelfamilie aus QuotenafroamerikanerInnen zur Einpegelung eines rassistischen Gleichgewichts oder Matts diverse jugendlich-rebellische „Haarschnitte“ entbehren einer gewissen Camp-Ästhetik nicht.